

Robert Vellusig

Aspekte der Briefkultur

Fakultät für
**Kultur- und
Sozialwissen-
schaften**

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden. Wir weisen darauf hin, dass die vorgenannten Verwertungsalternativen je nach Ausgestaltung der Nutzungsbedingungen bereits durch Einstellen in Cloud-Systeme verwirklicht sein können. Die FernUniversität bedient sich im Falle der Kenntnis von Urheberrechtsverletzungen sowohl zivil- als auch strafrechtlicher Instrumente, um ihre Rechte geltend zu machen.

Der Inhalt dieses Studienbriefs wird gedruckt auf Recyclingpapier (80 g/m², weiß), hergestellt aus 100 % Altpapier.

INHALTSVERZEICHNIS

1	Einleitung: Buchdruck und Aufklärung	1
1.1	Kommunikatives Suchtverhalten	1
1.2	Schriftkultur	3
1.3	Medientheorie: Logik der Rede und Logik der Schrift.....	8
1.4	Nachrichtenverkehr und Briefkultur.....	13
2	Kanzlei und Kompliment. Der Brief im Zeichen der Rhetorik	17
2.1	Mediengeschichte der Briefftopik. Der Brief im Spannungsfeld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit	17
2.2	Mediengeschichte der Rhetorik.....	22
2.3	Rhetorische Stilvorschriften, Formeln und Dispositionstechniken	25
2.4	Umgangssprache und Schriftsprache	38
3	Der Brief als Medium von Intimität. Strukturelle und funktionale Aspekte des Freundschaftsbriefes	42
3.1	Freundschaftliches Nichts und geselliges Betragen.....	42
3.2	Intimität als kommunikative Praxis	46
3.3	Rückblick I: Humanistische Gelehrtenkultur	52
3.4	Spiele der Einbildungskraft	56
3.5	Rückblick II: Galanterie und Witz	59
4	Schriftliche Vergegenwärtigung des Gesprächs. Die Brieflehre Gellerts.....	66
4.1	Traditionskritik	66
4.2	Mimesis von Mündlichkeit	69
4.3	Formulieren als kreativer Prozeß	74
4.4	Formen personaler Selbstdarstellung: Natürlichkeit und Naivität.....	76
4.5	Geschwätzigkeit und „Geschmadere“. Gellerts Briefwechsel mit Christiane C. Lucius	81
5	Vergegenwärtigung des Reflexionsprozesses. Lessings natürlicher Briefstil	87
5.1	Der Brief als argumentativer Dialog.....	87
5.2	Lessings Lakonismus.....	91
5.3	Wortgrübeleien und die Ordnung der Gedanken	94
5.4	Gesprächsweiser Nachrichtenaustausch. Lessings Briefwechsel mit Eva König.....	96
6	Verschriftlichung der „inneren Sprache“. Die Briefe des jungen Goethe.....	102
6.1	Der Eigensinn des Schreibens und seine spielerischen Erkundungen.....	102
6.2	Schreiben als Lebensanstrengung. Goethes Brief an Behrisch vom 10. 11.1767	105
6.3	Denken und Sprechen (Wygotski) oder: Bewußtsein und Kommunikation.....	113

6.4	Die Poesie des Lebens und der Brief als Werk.....	115
6.5	Das „Unmittelbare des Daseins“. Goethes Briefftagebücher	119
6.6	Inkommunikabilitätserfahrungen	121
7	Schluß: Die Poesie des Briefes.....	126
8	Literaturverzeichnis	130
8.1	Quellen.....	130
8.2	Wissenschaftliche Literatur	134

1 Einleitung: Buchdruck und Aufklärung

1.1 Kommunikatives Suchtverhalten

Das Zeitalter der Aufklärung kennt drei große Sucht- und Wutkrankheiten, die allesamt mit der Entwicklung des Buchdrucks zum echten Massenmedium und der globalen Ausbreitung der Schriftkultur zusammenhängen.

Bereits an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert wird eine Debatte über die „unzeitige Neue-Zeitungs-Sucht“ (Johann Ludwig Hartmann, 1679) geführt. Kritiker wie Apologeten der neuen periodischen Informationsträger stimmen darin überein, daß die Presse – die ersten Wochenzeitungen erscheinen 1609, erste Tageszeitungen seit 1660 – eine eminent gesellschafts- und bewußtseinsbildende Macht darstellt. Es wird geradezu zur Selbstverständlichkeit, über das Bescheid zu wissen, was außerhalb des eigenen Gesichtskreises und jenseits des eigenen Lebenszusammenhangs liegt: „[W]er die Zeitungen nicht achtet“, so formuliert es Kaspar Stieler, „der bleibt immer und ewig ein elender Prücker und Stümper in der Wissenschaft der Welt und ihrem Spielwerk“. ¹ Die Faszination, die von der publizistischen Öffnung des lebensweltlichen Erfahrungsraums ausgeht, erfaßt „Menschen jedes Standes und jeder Stellung“: „Sie lechzen danach, täglich nach Neuem zu fragen, Neues zu hören, Neues zu erzählen. [...] Ja sogar selbst auch schlichte Landleute kann man bisweilen sehen, wie sie entweder Neue Zeitungen lesen oder denen, die solche lesen aufmerksam zuhören.“ ²

Nicht weniger dramatisch verläuft gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Diskussion um eine „verderbliche Lesesucht“ (Johann Gottfried Hoche, 1794), die von Romanen und Journalen verursacht wird. ³ Wie die einschlägige Forschung gezeigt hat, dokumentiert sich in den Klagen der Zeitgenossen ein fundamentaler Wandel des Rezeptionsverhaltens: die Ablösung einer intensiven Wiederholungslektüre, die sich auf wenige Bücher beschränkt (auf die Bibel vor allem, auf Katechismus und Kalender, generell: auf religiöses und erbauliches Schrifttum), durch eine Form extensiver Lektüre, die nach immer neuem Lesestoff verlangt. ⁴ Damit ist allerdings keine

¹ Kaspar Stieler, *Zeitungs Lust und Nutz*, Vollständiger Neudruck der Originalausgabe von 1695, hrsg. v. Gert Hagelweide (Sammlung Dieterich 324), Bremen 1969, S. 5. – Zum Folgenden vgl. die Beiträge von Peter Ukena, Elger Blühm und Marin Welke in: *Presse und Geschichte. Beiträge zur historischen Kommunikationsforschung* (Studien zur Publizistik, Bremer Reihe 23), München 1977, S. 35–99.

² Ahasver Fritsch, *Diskurs über den heutigen Gebrauch und Missbrauch der „Neuen Nachrichten“, die man „Neue Zeitung“ nennt* [1676], in: *Die ältesten Schriften für und wider die Zeitung*, hrsg. v. Karl Kurth (Quellenhefte zur Zeitungswissenschaft 1), Brünn [u. a.] 1944, S. 33–44, hier S. 37.

³ Reiches Anschauungsmaterial bietet die klassische Studie von Rudolf Schenda, *Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770–1910* (Studien zur Philosophie und Literatur des 19. Jahrhunderts 5), Frankfurt a. M. 1970, S. 59 f.

⁴ Vgl. v. a. die grundlegende Untersuchung von Rolf Engelsing, *Die Perioden der Lesergeschichte in der Neuzeit*, in: R. E., *Zur Sozialgeschichte deutscher Mittel- und Unterschichten* (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 4), Göttingen 1973, S. 112–154, sowie, material- und anschauungsreich, Erich Schön, *Der Verlust der Sinnlichkeit oder Die Verwandlungen des Lesers. Mentalitätswandel um 1800* (Sprache und Geschichte 12), Stuttgart 1987 und Reinhard Wittmann, *Geschichte des deut-*

Verfallserscheinung diagnostiziert, in der eine Form der gründlichen Auseinandersetzung mit literarischen Texten einer oberflächlichen Lektüre weichen würde: „Wenn nämlich der Bürger ehemals las, so deshalb, um sich an das zu erinnern, was ohnedies sicher war. Er memorierte und befestigte Wahrheiten. Das konnte nicht zuverlässiger als dadurch geschehen, daß er sich in Formeln übte (die eben deshalb keine bloßen Formeln blieben).“⁵ Die Rede ist also vielmehr von einem kulturgeschichtlichen Prozeß, der sich als strukturelle Literalisierung des Leseverhaltens begreifen läßt, und zwar insofern, als die vormoderne Wiederholungslektüre einem Prinzip gehorcht, das für mündliche Traditionsbildung konstitutiv ist: sie lebt von Ritualisierung und Repetition; und erst die extensive Lektüre, die sich der Fülle des Gedruckten zuwendet, überschreitet als genuin literaler Rezeptionsmodus die Grenzen, die der Interaktion in sachlicher, zeitlicher und sozialer Hinsicht gesetzt sind.

Das 18. Jahrhundert gilt aber auch als Zeitalter des Briefes. Bereits Gervinus sprach in seiner Literaturgeschichte von einer „Briefwuth“⁶, und er hätte sich dabei auf Goethes ironisch distanzierte Schilderung eines Besuches im Hause La Roche berufen können, in der es heißt:

„Nicht lange war ich allein der Gast im Hause. Zu dem Kongreß, der hier im artistischen, teils im empfindsamen Sinne gehalten werden sollte, war auch Leuchsenring beschieden, der von Düsseldorf heraufkam. [...] Er führte mehrere Schatullen bei sich, welche den vertrauten Briefwechsel mit mehreren Freunden enthielten: denn es war überhaupt eine so allgemeine Offenherzigkeit unter den Menschen, daß man mit keinem Einzelnen sprechen, oder an ihn schreiben konnte, ohne es zugleich als an mehrere gerichtet zu betrachten. Man spähte sein eigen Herz aus und das Herz der andern, und bei der Gleichgültigkeit der Regierungen gegen eine solche Mitteilung, bei der durchgreifenden Schnelligkeit der Taxischen Posten, der Sicherheit des Siegels, dem leidlichen Porto, griff dieser sittliche und literarische Verkehr bald weiter um sich.

Solche Korrespondenzen, besonders mit bedeutenden Personen, wurden sorgfältig gesammelt und alsdann, bei freundschaftlichen Zusammenkünften, auszugsweise vorgelesen.“⁷

Die Briefkultur des 18. Jahrhunderts zeugt, wie Goethes Bericht belegt, von einem gesteigerten Mitteilungsbedürfnis, von einer durch literarische Dokumente inspirierten Kultivierung des geselligen Betragens, wie sie auch in den zahlreichen Gründungen von Lesegesellschaften und Lesebibliotheken – „Stätten lektürevermittelnder und lektürevermittelter Kommunikation“⁸ –

schen Buchhandels. Ein Überblick, München 1991, v. a. S. 171–199.

⁵ Rolf Engelsing, *Der Bürger als Leser. Lesergeschichte in Deutschland 1500–1800*, Stuttgart 1974, S. 182.

⁶ G[eorg] G[ottfried] Gervinus, *Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen*, Bd. 4: *Von Gottsched's Zeiten bis zu Göthe's Jugend*, 2. Aufl., Leipzig 1843, S. 247.

⁷ Johann Wolfgang Goethe, *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens*. Münchner Ausgabe, hrsg. v. Karl Richter [u. a.], Bd. 16: *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit*, hrsg. v. Peter Sprengel, München / Wien 1985, S. 591 f.

⁸ Wittmann, *Buchhandel*, S. 190.

ihren Ausdruck fand. Und mehr als das. Es gehört zu den faszinierendsten Einsichten der Leseforschung, daß die Alphabetisierung die sprachlichen Ausdrucksfähigkeiten insgesamt steigert. Die Lesegesellschaften, deren Ursprünge in den Zusammenschlüssen zu gemeinsamen Zeitungsabonnements liegen, werden im 18. Jahrhundert zu Zentren einer neuartigen Konversationskultur. Wer gelernt hat zu lesen, beginnt auch anders zu sprechen:

„Hand in Hand mit der Zunahme und Bereicherung der Lektüre ging die Zunahme und Bereicherung des Ausdrucksvermögens. Die Leserevolution hatte eine Revolution der Mitteilung von Erfahrungen, Erfindungen, Gedanken und Empfindungen sowohl zur Voraussetzung wie zur Folge.“⁹

Der Privatbrief ist Teil dieser neuen Schrift- *und* Konversationskultur und übernimmt die Funktion, eine Form der sprachlichen Selbstdarstellung auszubilden, in der sich das schreibende Subjekt auf gleichsam vor-literarische Weise als Person, in seiner individuellen Erfahrungs- und Erlebniswelt, zur Geltung bringen kann.

1.2 **Schriftkultur**

Zeitungssucht, Lesesucht und Briefwut, die Klagen auch über die „Autor-Sucht“ der Epoche (Rochus Friedrich von Lynar, 1761) – all das sind historische Zeugnisse, an denen Umbrüche in den Leitformen sozialer Kommunikation sichtbar werden. In der traditionellen Sozialgeschichtsschreibung werden diese gesellschaftlichen Basisphänomene als Ausdruck einer Emanzipationsbewegung gedeutet, in deren Verlauf sich das aufsteigende Bürgertum zum Träger der kulturellen Entwicklung erhebt. So liest man etwa bei Otto Dann:

„Im Rahmen der Aufklärungsbewegung, die seit dem späten 17. Jahrhundert in den europäischen Ländern an Boden gewann, ist es dem Intelligenzbürgertum gelungen, seine Schriftkultur als neue gesellschaftliche Leitvorstellung gegenüber der bisher dominierenden oralen Kultur durchzusetzen. Die geistig-literarische Bildung wurde von einer berufs- und standesspezifischen Angelegenheit zu einer sozialen Bewegung, die ganze Bevölkerungsschichten erfaßte und sie in ihrem Selbstverständnis wie in ihrem gesellschaftlichen Verhalten zunehmend prägte. [...] Die Intelligenzschichten bezeichneten sich in Deutschland im Zuge ihrer sozialen Verbreiterung zunehmend als die ‚Gebildeten‘ und richteten damit am Kriterium der Teilhabe an der Schriftkultur neue soziale Schranken auf. Sie bildeten weiterhin den Kern der sich modernisierenden Gesellschaft und betrachteten sich als Motor und Maß der gesellschaftlichen Entwicklung.“¹⁰

Dann verwechselt die Ausbreitung eines neuen Mediums mit dem Aufstieg einer neuen Klasse.

⁹ Engelsing, *Perioden*, S. 141.

¹⁰ Otto Dann, *Die Lesegesellschaften und die Herausbildung einer modernen bürgerlichen Gesellschaft in Europa*, in: *Lesegesellschaften und bürgerliche Emanzipation. Ein europäischer Vergleich*, hrsg. v. O. D., München 1981, S. 9–28, hier S. 12 f.

Das einzige, was die sozial heterogene Schicht der „Gebildeten“ miteinander verbindet, ist – wie Dann selbst hervorhebt – die gemeinsame Partizipation an der Schriftkultur. Diese Schriftkultur aber unterscheidet sich fundamental von der sozialständischen Gelehrtenkultur des 17. Jahrhunderts und ihrer zwar hochspezialisierten, strukturell aber eingeschränkten Form von Literalität. Insofern ist es irreführend anzunehmen, wir hätten es mit der Durchsetzung der kulturellen Leitvorstellung eines Standes zu tun. „In keinem Land“, heißt es 1791 in der Zeitschrift „Der Weltbürger“,

„ist die Leseliebhabelei ausgebreiteter als in Deutschland, und nie war sie es mehr als in der gegenwärtigen Periode. Vor Zeiten befasste sich niemand mit Lektüre als der eigentliche Gelehrte, oder derjenige, der sich zum Gelehrten zu bilden suchte; der übrige Theil der Nation begnügte sich mit der Bibel und einigen Erbauungsbüchern. Nun aber verhält sich die Sache ganz anders. Die Wissenschaften haben nicht nur aufgehört, das Eigenthum eines gewissen Standes zu seyn, sondern es ist auch, wenigstens oberflächliche, Kenntniß derselben, so gar Bedürfniß aller gebildeten Menschenklassen geworden.“¹¹

Die Vorstellung eines vorrevolutionären Bürgertums gehört zu den historiographischen Mythen des 19. Jahrhunderts. Was sich im 18. Jahrhundert vollzieht, ist nicht der Aufstieg einer neuen gesellschaftlichen Schicht, sondern ein grundsätzlicher Wandel des gesellschaftlichen Differenzierungsprinzips: der Übergang von einer stratifikatorischen zu einer funktional differenzierten Gesellschaft. Und wie die einschlägige soziologische Forschung gezeigt hat, ist es plausibel, diesen evolutionären Prozeß mit der Entwicklung des Buchdrucks zum echten Massenmedium und der Verschriftlichung der gesellschaftlichen Kommunikationsformen in Zusammenhang zu bringen.¹²

Gesellschaft *ist* Kommunikation, und die Entwicklung neuer Kommunikationsmedien sowie Kommunikationstechnologien besitzt daher per se ein gesellschaftsveränderndes Potential. Die Nutzung neuer Medien läßt sich weder auf das Emanzipationsstreben von Kollektivsubjekten wie dem „aufsteigenden Bürgertum“ zurückführen, noch bedarf sie überhaupt eigener Begründungen. Zwar hat die Frage nach den kulturellen Konsequenzen der Schrift und des Buchdrucks ihr Augenmerk immer auch auf die je spezifischen Einschränkungen¹³ zu richten, denen der

¹¹ Johann Gottfried Pahl, Warum ist die deutsche Nation in unserem Zeitalter so reich an Schriftstellern und Dichtern? in: *Der Weltbürger*, Germanien 1791, S. 620. Zit. nach Wolfgang Martens, *Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen Moralischen Wochenschriften*, Stuttgart 1968, S. 406.

¹² Dieser Zusammenhang von Gesellschaftsstruktur und Mediengeschichte wurde prominent von Niklas Luhmann ausgearbeitet, zuletzt in dem *opus magnum* N. L., *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 1997.

¹³ Vgl. Georg Elwert, Die gesellschaftliche Einbettung von Schriftgebrauch, in: *Theorie als Passion. Festschrift für Niklas Luhmann*, hrsg. v. Dirk Baecker [u. a.], Frankfurt a. M. 1987, S. 238–268. – Zur Kritik an der Teleologisierung und Ontologisierung der Mediengeschichte vgl. statt anderer Helmut Glück, *Schrift und Schriftlichkeit. Eine sprach- und kulturwissenschaftliche Studie*, Stuttgart 1987, v. a. S. 146 f. u. 196, sowie Paul Goetsch, Der Übergang von Mündlichkeit zu Schriftlichkeit. Die kulturkritischen und ideologischen Implikationen der Theorien von McLuhan, Goody und Ong, in: *Symbolische Formen – Medien – Identität*, hrsg. v. Wolfgang Raible (*ScriptOralia* 37), Tübingen 1991,

Gebrauch des Mediums unterliegt; beginnt sich das kommunikative und kognitive Potential, das die „Technologisierung des Wortes“ (Ong) in sich birgt, aber zu entfalten, dann gewinnen die massenmedialen Möglichkeiten der Kommunikation eine Eigendynamik, die es hinfällig macht, zwischen Ursache und Wirkung zu unterscheiden. In diesem Sinne läßt sich der Aufklärungsprozeß als Kulturrevolution¹⁴ begreifen, in deren Verlauf sich gesellschaftliche Kommunikations- und Wissensformen etablieren, die mündlichen Kulturen und ihrer gedächtnis- und interaktionsgestützten Form der Traditionsbildung prinzipiell unzugänglich sind. Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts erweist sich eben deshalb als *die* kulturelle Epochenschwelle der Neuzeit, weil sich in ihr die autonomen Möglichkeiten der Schrift und des Drucks definitiv durchsetzen.¹⁵

Bereits die Zeitgenossen des neuzeitlichen Aufklärungsprozesses haben sich die Eigenart ihrer Kommunikations- und Denkformen in Auseinandersetzung mit den Spezifika oraler bzw. prä- und protoliteraler Kulturen¹⁶ verständlich gemacht und die Erfindung des Buchdrucks als epochales Datum in der Geschichte des menschlichen Geistes begriffen. Condorcet hebt in seiner „Esquisse d’un tableau historique des progrès de l’esprit humain“ die größere Schnelligkeit hervor, mit der drucktechnisch reproduziertes Wissen, „die Tatsachen und Erfindungen“, zum Allgemeingut werden können.¹⁷ Der Historiker und Publizist August Ludwig Schlözer weiß in der Presse die unvordenkliche Möglichkeit verwirklicht, „dem in seinem Zimmer unbemerkt Meditirenden, in einem Augenblick hunderttausend Zuhörer und Schüler“ zu verschaffen und „die Eroberungen der Vernunft ins Unendliche fortzusetzen“.¹⁸ Kant sieht das Zeitalter der Aufklärung in der „freie[n] und öffentliche[n] Prüfung“¹⁹ begründet, der die tradierten Wissensbestände ausgesetzt sind, und versteht in seinem berühmt gewordenen Diskussionsbeitrag zur „Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?“ die publizistische Meinungsbildung als sowohl notwendige wie hinreichende Bedingung eines kulturellen Lernprozesses:

„Zu dieser Aufklärung aber wird nichts erfordert als *Freiheit*; und zwar die unschädlichste unter allem, was nur Freiheit heißen mag, nämlich die: von seiner Vernunft in

S. 113–129.

- ¹⁴ Vgl. statt anderer Rudolf Vierhaus, Kultur und Gesellschaft im achtzehnten Jahrhundert, in: Das achtzehnte Jahrhundert als Epoche, hrsg. v. Bernhard Fabian u. Wilhelm Schmidt-Biggemann (Studien zum achtzehnten Jahrhundert 1), Nendeln 1978, S. 71–86, sowie, materialreich, Hans Erich Bödeker, Aufklärung als Kommunikationsprozeß, in: Aufklärung als Prozeß, hrsg. v. Rudolf Vierhaus (Aufklärung 2/2), Hamburg 1978, S. 89–111.
- ¹⁵ Daß die einschlägige Forschung die Alphabetisierungsrate mit 15% (um 1770) bzw. 25% (um 1800) relativ niedrig beziffert (vgl. Schenda, Volk, S. 444), tut dem offensichtlich keinen Abbruch; denn der Literalitätsgrad einer Gesellschaft, d. i. der Einfluß der Schrift auf die sozialen Kommunikations- und Wissensformen, bemißt sich nicht primär nach der Schreib- und Lesefähigkeit ihrer Mitglieder.
- ¹⁶ Zu dieser terminologischen Differenzierung des kulturellen Verschriftlichungsprozesses vgl. Glück, Schrift, S. 182–187.
- ¹⁷ Vgl. Condorcet, Entwurf einer historischen Darstellung der Fortschritte des menschlichen Geistes [1793/95], übers. u. hrsg. v. Wilhelm Alff (stw 175), Frankfurt a. M. 1976, S. 123.
- ¹⁸ August Ludwig Schlözer, Allgemeines StatsRecht und StatsVerfassungslere, Göttingen 1793, S. 153 f. – Schlözer zitiert den französischen Journalisten und Staatstheoretiker Simon Nicolas Henri Linguet.
- ¹⁹ Immanuel Kant, Werkausgabe, hrsg. v. Wilhelm Weischedel, Bd. 3: Kritik der reinen Vernunft 1 (stw 55), Frankfurt a. M. 1974, S. 13.

allen Stücken *öffentlichen Gebrauch* zu machen. [...] Ich verstehe aber unter dem öffentlichen Gebrauche seiner eigenen Vernunft denjenigen, den jemand *als Gelehrter* von ihr vor dem ganzen Publikum der *Leserwelt* macht.“²⁰

Der Prozeß der Aufklärung, so läßt sich Kants Reflexion paraphrasieren, besteht in der Anstrengung, ein Wissen zu gewinnen, das nicht schon dadurch legitimiert ist, daß es überhaupt tradiert wurde, sondern das sich als Wissen weiß, weil es auf kritischer Geltungsprüfung beruht: „Unser Zeitalter ist das eigentliche Zeitalter der *Kritik*, der sich alles unterwerfen muß.“²¹

Sapere aude! – das ist Kants Maxime, und es ist zugleich das bewährte Programm der publizistischen Medien und ihrer kulturrevolutionären Praxis, „alle nur denkbaren Wissensbereiche aktueller periodischer Kommunikation zu unterwerfen“.²² Intellektuelle Selbsttätigkeit entsteht allein schon aus der Erschütterung von Kommunikationsmonopolen,²³ als die das Phänomen der öffentlichen Meinungsbildung von den Zeitgenossen erlebt wurde: „Die in der Kindheit empfangenen und gleichsam mit der Vernunft jedes einzelnen identisch gewordenen Irrtümer, welche schwachen Seelen durch Einschüchterung oder Hoffnung lieb geworden sind, wurden“ – so rekonstruiert Condorcet diesen Zusammenhang – „schon allein dadurch erschüttert, daß es unmöglich geworden war, ihre Erörterung zu verhindern“.²⁴

Daß die qualitative Überbietung der überkommenen Wissensbestände zur sozialen Leitvorstellung wird, gehört zu den zwangsläufigen Folgen der Informationsexplosion, als die sich die Verschriftlichung der Wissensbildung und Wissenstradierung im 17. und 18. Jahrhundert präsentiert.²⁵ Bereits zu Beginn des 18. Jahrhunderts drängt sich Verfassern von Konversations- und Zeitungslexika der Gedanke auf, „daß die alten Physici, Mathematici und Historici, wenn sie heute wieder aufstünden, und alle ihre Weisheit wieder mit sich brächten, nur für schlechte Anfänger passiren würden.“²⁶ „Die Zeitschriften sind“, so formuliert es 1790 das „Allgemeine

²⁰ Immanuel Kant, Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? in: I. K., Werkausgabe, hrsg. v. Wilhelm Weischedel, Bd. 11: Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik 1 (stw 192), Frankfurt a. M. 1977, S. 53–61, hier S. 55. – Zu dieser Kant-Interpretation vgl. Roger Chartier, Die kulturellen Ursprünge der Französischen Revolution, aus dem Franz. v. Klaus Jöken, Frankfurt a. M. / New York 1995, S. 35–40.

²¹ Kant, Kritik der reinen Vernunft 1, S. 13.

²² Wittmann, Buchhandel, S. 180. – Zu den mediengeschichtlichen Voraussetzungen des Autopraxie-Gedankens vgl. Ernst Manheim, Aufklärung und öffentliche Meinung. Studien zur Soziologie der Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert [1933], hrsg. u. eingel. v. Norbert Schindler (Kultur und Gesellschaft 4), Stuttgart-Bad Cannstatt 1979, S. 99–107.

²³ Vgl. – am Beispiel der Moralischen Wochenschriften – Wolfgang Martens, Die Flugschriften gegen den *Patrioten* (1724). Zur Reaktion auf die Publizistik der frühen Aufklärung, in: Rezeption und Produktion zwischen 1570 und 1730. Festschrift für Günther Weydt, hrsg. v. Wolf Dietrich Rasch, Hans Geulen u. Klaus Haberkamm, Bern / München 1972, S. 515–536.

²⁴ Condorcet, Entwurf, S. 124.

²⁵ Als anschauliche Fallstudie vgl. Wolf Lepenies, Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts (stw 227), Frankfurt a. M. 1978.

²⁶ Curieuses und Reales Natur- Kunst- Berg- Gewerck- und Handlungs-Lexicon, Leipzig 1712, Vorbericht von Johann Hübner, Bl. 4 f. Zit. nach Paul Raabe, Gelehrte Nachschlagewerke im

Sachregister über die wichtigsten deutschen Zeit- und Wochenschriften“, „die Vorratskammern des menschlichen Verstandes geworden, in ihnen liegen die größten Schätze des menschlichen Geistes zum allgemeinen Gebrauch“. ²⁷

Der Verschriftlichungsprozeß der Gesellschaft provoziert freilich auch seine kritische Infragestellung: „Wahr ist's. Mit der Buchdruckerei hat sich im Reich der Gedanken Vieles geändert, und es kann wohl sein, daß wenn die Wissenschaften durch sie steigen, der Geschmack sich durch sie verwirren, Genie, und Sitten endlich vielleicht gar zu Grunde gehen müßten“ ²⁸, heißt es bei Herder. Prominenter noch ist Rousseaus kulturpessimistische Imagination eines vorzivilisatorischen Weltzustands, die ihre mediengeschichtliche Entsprechung in der Klage findet, daß die schriftliche Fixierung der Sprache den Verlust einer ursprünglichen Lebendigkeit zu verantworten habe:

„Die Schrift, die die Sprache scheinbar festlegen soll, ist genau das, was sie verändert. Sie ändert nicht ihre Wörter, sondern ihre Eigentümlichkeit: sie ersetzt die Ausdruckskraft durch die Genauigkeit. Beim Reden teilt man seine Empfindungen, beim Schreiben seine Ideen mit. Wenn man schreibt, ist man genötigt, alle Wörter so zu verwenden, wie sie allgemein anerkannt sind, hingegen kann der Redende diese Vereinbarungen durch bestimmte Töne abwandeln, er gibt ihnen die Bestimmung, die ihm gefällt. Weniger gezwungen, deutlich zu sein, ist er kraftvoller, und es ist unmöglich, daß eine Sprache, die man schreibt, länger die Lebhaftigkeit derjenigen bewahrt, die nur gesprochen wird.“ ²⁹

Rousseaus kulturkritische Reflexion verweist auf die kommunikativen Unzulänglichkeiten, die in der graphischen Repräsentation sprachlicher Äußerungen begründet liegen. Aber das ist offensichtlich nur die Kehrseite der Kantschen Beobachtung, daß die Schönheit und Lebendigkeit genuin mündlicher Ausdrucksformen einer „Armut an Begriffen“ geschuldet ist:

„Wer sich immer nur symbolisch ausdrücken kann, hat noch wenig Begriffe des Verstandes, und das so oft Bewunderte der lebhaften Vorstellung, welche die Wilden (bisweilen auch die vermeinten Weisen in einem noch rohen Volk) in ihren Reden hören lassen, ist nichts als Armut an Begriffen und daher auch an Wörtern, sie auszudrücken: z. B. wenn der amerikanische Wilde sagt: „Wir wollen die Streitaxt begraben“, so heißt das so viel als: Wir wollen Friede machen, und in der Tat haben die alten Gesänge, vom Homer an bis zum Ossian, oder von einem Orpheus bis zu

18. Jahrhundert, in: P. R., Bücherlust und Lesefreuden. Beiträge zur Geschichte des Buchwesens im 18. und frühen 19. Jahrhundert, Stuttgart 1984, S. 89–105, hier S. 97.

²⁷ [Heinrich Johann Christoph Beutler / Johann Christoph Friedrich Gutsmuths], Allgemeines Sachregister über die wichtigsten deutschen Zeit- und Wochenschriften, Leipzig 1790, S. VI. Zit. nach Paul Raabe, Die Zeitschrift als Medium der Aufklärung, in: Raabe, Bücherlust, S. 106–116, hier S. 106.

²⁸ [Johann Gottfried] Herder, Sämtliche Werke, hrsg. v. Bernhard Suphan, Bd. 18: Briefe zur Beförderung der Humanität [1796], Berlin 1883, S. 92 (96. Brief).

²⁹ Jean-Jacques Rousseau, Versuch über den Ursprung der Sprachen, in dem von der Melodie und der musikalischen Nachahmung die Rede ist [1753/54], in: J.-J. R., Sozialphilosophische und Politische Schriften (Winkler Weltliteratur), München 1981, S. 163–221, hier S. 178.

den Propheten, das Glänzende ihres Vortrags bloß dem Mangel an Mitteln, ihre Begriffe auszudrücken, zu verdanken.“³⁰

Die medientheoretische Pointe dieser Reflexionen lautet: „The medium is the message“ (McLuhan) – das Medium der Kommunikation prägt ihre Struktur; es eröffnet ihr Möglichkeiten, und es erlegt ihr Beschränkungen auf.

1.3 Medientheorie: Logik der Rede und Logik der Schrift

Um sich auch theoretisch verständlich zu machen, weshalb Schrift und Buchdruck derart zentrale evolutionäre Errungenschaften darstellen, kann man mit Niklas Luhmann³¹ bei jener Differenz ansetzen, die für Kommunikation konstitutiv ist: Kommunikation kommt zustande, wenn wir eine Äußerung als Mitteilungsverhalten auffassen, mit dem uns jemand etwas zu verstehen geben möchte; sie beruht auf der Unterscheidung zwischen der mitgeteilten *Information* und der Form ihrer *Mitteilung*. Was immer auch mitgeteilt wird – das Mitteilungsverhalten folgt eigenen Gesichtspunkten und verweist auf eine Logik, die im Beziehungsaspekt³² von Kommunikation begründet liegt: Sprechend setzen wir uns in ein Verhältnis zu dem, was wir sagen, und zu der Person, mit der wir uns unterhalten; und eben das, was sich in der Form und Stilisierung des Ausdrucks, in Gestik und Mimik, den Akzentuierungen und dem Tonfall der Rede etc. mitteilt, besitzt als Selbstdarstellung der Person und als Bestimmung der interpersonalen Beziehungsebene kategoriale Eigenständigkeit gegenüber den informativen Zwecken der Rede.

Sprache dient nicht nur dem Austausch von Informationen; sie ist – mit Comenius zu sprechen – nicht nur ein „Dolmetscher des Verstandes“, sondern auch ein „Band der Geselligkeit“.³³ Und diese soziale Dimension der Sprache dominiert in personaler Interaktion gegenüber ihrer epistemischen Funktion. Das gilt in mehrerlei Hinsicht: Zum einen ist der Informationsgrad der alltags-sprachlichen Semantik³⁴ ohnehin eingeschränkt; er ist durch ein Auflösungsvermögen von hinreichender Genauigkeit gekennzeichnet, das sich an den lebenspraktischen Relevanzen orientiert und die menschlichen Primärsphären auf ganzheitlich-komplexe Weise versprachlicht. Zum anderen bleibt die mündliche Begegnung in vielfältiger Hinsicht von „Interaktionsritualen“ (Goffman) bestimmt, die die Verhaltenssicherheit stabilisieren und dem kommunikativen Austausch jenseits seines Informationsgehalts sinnhafte Gestalt verleihen. Und überdies stellt sich mündliche Kommunikation auch ein, wenn keine Notwendigkeit besteht, Informationen auszutauschen; sie bedarf keiner expliziten Begründung – und dies nicht nur, weil die gemeinsame

³⁰ Immanuel Kant, *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*, in: I. K., *Werkausgabe*, hrsg. v. Wilhelm Weischedel, Bd. 12: *Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik* 2 (stw 193), Frankfurt a. M. 1977, S. 395–690, hier S. 498.

³¹ Zum Folgenden vgl. Niklas Luhmann, *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt a. M. 1984, S. 191–241.

³² Vgl. Paul Watzlawick / Janet H. Beavin / Don D. Jackson, *Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien*, Bern 1969, S. 53–56 u. 91.

³³ Zit. nach Manheim, *Aufklärung*, S. 79.

³⁴ Vgl. im einzelnen Hugo Steger, *Alltagssprache. Zur Frage nach ihrem besonderen Status in medialer und semantischer Hinsicht*, in: *Symbolische Formen – Medien – Identität*, S. 55–112.